

HANS GERHARD EVERS

SCHRIFTEN

PDF-Auszug des Aufsatzes

Friedrich Gerke – der Wissenschaftler

Erstveröffentlichung:

Kleine Schriften der Gesellschaft für bildende Kunst in Mainz,

Heft 33, Mainz 1966, S. 38-47.

<https://archiv.evers.frydrych.org>

Technische Hochschule Darmstadt 1975

Friedrich Gerke - der Wissenschaftler

Es kann in dieser halben Stunde nicht meine Aufgabe sein, die Liste der Veröffentlichungen Friedrich Gerkes vorzulesen. Die Zeit würde verstrichen sein, bevor wir nur die Verlesung beendet hätten. Und wie unmöglich wäre es, die Denkmäler, Künstler, Kunstgedanken, die Zeiten und Länder aufzunehmen, die er im Laufe seines Lebens erforscht und dargestellt hat. Es kann sich nicht darum handeln, über einige tausend Seiten gedrängten wissenschaftlichen Schrifttums zu berichten. Ich möchte vielmehr darüber nachdenken, wie Gerke das gleiche Problem zu bewältigen hatte wie wir alle, nämlich die Spannung zu ertragen und fruchtbar zu machen zwischen dem uns überkommenen objektiven Wissenschaftsstil, zwischen der uns gegenwärtig umgebenden Welt, und zwischen den mythischen Kräften, die uns in den Kunstwerken erkennbar werden. Ich möchte nachdenken, ob wir ein inneres Gesetz erkennen können, nach welchem ein Wissenschaftler antritt und seine Wissenschaft leistet, ob man den von ihm bearbeiteten Ausschnitt aus dem ganzen und überwältigenden Wissen, dem wir uns alle gegenüber sehen, »seine« Wissenschaft nennen kann. Ob wir die Reichweite sehen können, bis zu der der Gelehrte Friedrich Gerke seine Grenzen geahnt, erreicht und auch eingehalten hat.

Zunächst das geographische Itinerar. Es beginnt in Uelzen in der Lüneburger Heide, wo er geboren ist. Es führt nach Berlin — und das ist das Zentrum seiner ersten Lebenshälfte. Von dort nach Süden, nach Rom, wo er Stipendiat des Päpstlichen Institutes für Christliche Archäologie ist, nach Athen und Istanbul, wohin er als Stipendiat des Deutschen Archäologischen Institutes kommt, nach Ravenna, von wo er über den dritten internationalen Kongreß für Christliche Archäologie 1932 berichtet, und darin zum erstenmal über die Arbeit seines Freundes Carlo Cecchelli. Dann nach Südosten auf den Balkan, nach Ungarn, wo er den Lehrstuhl Anton Heklers in Budapest wahrnimmt, und von dort aus nach Sofia, Saloniki, Athen und wohl wiederum nach Istanbul, — obwohl es gegenwärtig schwer ist, ein klares Bild zu gewinnen von den damaligen Reismöglichkeiten, schwer wegen der damaligen Eingesperrtheit alles Deutschen vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, schwer auch wegen der merkwürdigen Verdecktheit alles persönlichen Lebens vor dem Wiederanfang, dem zweiten Beginn seines Lebens, in Mainz 1946.

Aber nun, in den zwanzig folgenden Jahren, die ganz klaren Besitzergreifungen, rings um das Mittelmeer herum: Nach Spanien, vielmals. Nach Italien, vielmals. Nach dem Balkan und vor allem Griechenland, vielmals. Und weiter nach Istanbul, nun aber weiter auch nach Ankara und das ganze Anatolien. Nun nach Syrien, Libanon, Palästina und jenseits der arabischen Wüste nach Mesopotamien. Nun nach Ägypten, nun nach Nordafrika, — eben jetzt waren die Verträge abgeschlossen für die Exkursion, die ihn und seine Schüler nach Nordafrika, Tunis und Marokko geführt hätte.

Im Norden entsprechen dem die Reisen zu Vorträgen und Kongressen nach Brüssel, London, selbstverständlich Paris.

Die Aufzählung ruft die Vision einer Karte herauf. Aber es ist kein Anhalter-Reisen, auch nicht ein Alles-Wissen-Wollen. Sondern eine echte und dichte Ausweitung eines besonderen Lebens. Nicht ein Interesse zu nennen, sondern eher eine Wirksamkeit. Eine Weite, vergleichbar dem Itinerar eines römischen Kaisers, eines Trajan von Gibraltar bis Byzanz, eines Konstantin des Großen, der mit seinen Feldzügen in Britannien begann und in Anatolien endete.

Aber — in unserer Zeit des Tourismus — ist es ebenso wichtig, die Grenzen zu sehen, die bei aller Ausweitung eingehalten sind. Zwar wenn Rußland fehlt (Gerke scheint während des Krieges bis nach Kiew gekommen zu sein), so hätten ihn dorthin, nach Moskau und anderen Orten, echte wissenschaftliche Anliegen seiner byzantinischen Forschungen gezogen. Aber er war nicht in Amerika, nicht im mittleren und südlichen Afrika, nicht in Indien, China, Japan. Er war nicht — das bedeutet: er wollte nicht sein, er setzte sich selbst seine Grenzen, er wollte nicht beliebig nur reisen. Natürlich hätte ein Mann mit seiner Energie, in den glücklichen zwanzig Jahren, die hinter uns liegen, es durchsetzen können, wenn er wirklich zu den Azteken, den Mayas und Inkas gewollt hätte, wenn es zu seinem Bereich gehört hätte.

Durch die Welt-Überschau wird seine Bescheidung deutlich. Gerke war nicht unersättlich, nicht unbescheiden, er blieb vielmehr sehr bewußt im Inneren seines eigenen Rahmens. Freilich war dieser Rahmen groß.

Zu der geographischen die historische Ausdehnung. In der Mitte die frühchristliche Zeit. Von der klassischen Antike her gesehen ist es die Spät-Antike, — und dafür schufen die älteren Kollegen in Berlin eine Professur und ein Institut für »Christliche Archäologie und kirchliche Kunstgeschichte« und besetzten sie mit dem jungen Lizentiaten der Theologie (1935). Von der neueren Kunstgeschichte her gesehen ist es das frühe Mittelalter, und dafür räumten ihm zwanzig Jahre später die Kollegen die Präsidentschaft der deutschen Gruppe in der internationalen Früh-Mittelalter-Forschung ein, — vielmehr Friedrich Gerke hatte diesen Sektor selber und fast allein geschaffen. Und wieder muß ich berichten, denn ich habe den VI. Kongreß für Frühmittelalterforschung im Rheinland 1954 mitgemacht, daß dieser Präsident, der alles vorbereitet hatte, so daß uns die Landesregierungen, die Oberbürgermeister, die Museums- und Grabungs-Leiter empfangen, daß er nicht das Wort ergriff und selbst im Vordergrund stand, sondern überall seine Kollegen repräsentieren ließ, an jedem anderen Tage einen anderen Vertreter aus einem anderen Land in einer anderen Sprache. Er beschied sich selber, nachdem die Leistung erwiesen war und es sich nur noch um Geltung handelte.

Von dieser frühchristlichen Mitte griff er aus. Zurück zum Alten Testament, zum jüdischen Volk und seinen Propheten, noch neuerdings zum »Jeremias« im religiösen Werk des Malers Albert Weisgerber (1961). Zurück zu den Griechen,

und zwar zur »Griechischen Plastik in archaischer und klassischer Zeit« (1938), mit dem Satze, der mir mehr für Gerke als für die Griechen gültig scheint: »Die eigentliche Kunst der Griechen ist die Plastik.«

Nun historisch die ganze Weite des frühen Christentums. Nicht nur der winzige Anfang in Jerusalem. Schon die Probleme um die Wende des ersten Jahrhunderts: »Die Stellung des ersten Clemensbriefes innerhalb der altchristlichen Gemeindeverfassung und des Kirchenrechtes«, seine Lizentiaten-These 1931. Die ganze Kunst des späten Hellenismus, die ökumenische Weite der ersten Konzile, in denen neben den irischen Bischöfen die alexandrinischen Patriarchen, die Mönche vom Sinai, die Donatisten von Nordafrika saßen. Dann der byzantinische Bilderstreit und überhaupt alle byzantinische Geschichte, zum Beispiel mit der erstaunlichen Untersuchung über »Das Problem des Vollendeten und die Unmöglichkeit des »Unvollendeten« in der byzantinischen Kunst« (1959). Daneben aber — und diese Erweiterung fällt in die Mainzer Zeit — die islamische Kunst, die er zunehmend als eine Bruder-Entwicklung sah, aus dem gleichen Mittelmeerraum entstanden, dem gleichen frühen Juden- und Christentum, der gleichen späten Antike, untrennbar mit dem Christentum in geschwisterlicher Haßliebe verbunden.

Von da in die romanische und überhaupt die europäische Kunst, mit den Schwerpunkten in der Plastik Südfrankreichs: »Der Tischaltar des Bernard Gilduin in Saint Sernin in Toulouse. Über das Verhältnis der südfranzösischen Frühromanik zur altchristlichen Plastik« (1951). Weiter die deutsche »Reformatio« — unter diesem zusammenfassenden Titel gab er dreißig Jahre später seine frühen Aufsätze über Riemenschneider, Veit Stoß, Albrecht Dürer neu heraus. — Der barocke Maulbertsch, schon 1950, und jetzt, im Augenblick seines Todes, erneuert und erweitert: »Die Mainzer Marienauffahrt des Franz Anton Maulbertsch und ihr Ort in der Geschichte seiner Assunta-Darstellungen« (1966). Endend in der Mainzer Aktivität für die französischen und die deutschen Impressionisten, ja endend mit dem Dienst an einer Gesellschaft für Bildende Kunst, auch die Kunst der Gegenwart, und für ein Museum des neugeschaffenen Institutes, das zwar als Kern wiederum eine frühchristliche Sammlung enthält, zugleich aber Platz für wechselnde Ausstellung der lebenden Künstler bietet.

Wiederum ist es wichtig, auch die deutlichen Grenzen zu sehen, die Gerke sich selber setzte. Nach vorwärts: er machte sich nicht zu einem Galerieleiter, der mit solchen Ausstellungen die kommende, die erst noch entstehende Kunst entdecken, auffangen, ja beeinflussen will, sondern arbeitete auch hier so, daß er seine kunstgeschichtliche Erfahrung einsetzen konnte, seine Schlüsse ziehen, seine ordnende Genauigkeit arbeiten lassen konnte, — allen anderen voran für das Werk der Freundin Emy Roeder (1962 und 1963).

Und vor allem die Grenzen nach rückwärts: nicht die vor-griechischen Kulturen, nicht die Indus-Kultur, nicht Sumer und Assyrien, nicht Ägypten (die alte ägyptische Kunst ist nur einmal in einem Nebensatz erwähnt). Nicht Urmensch

und Spätkultur, um es mit einer Formulierung von Arnold Gehlen zu bezeichnen, und nicht »Space, Time and Architecture« einerseits, und »Die Entstehung der Kunst« andererseits, um das Lebenswerk von Siegfried Giedion mit seinen Buchtiteln anzudeuten, das außerhalb des Mittel-Meerischen, des Inner-Historischen Bereiches von Friedrich Gerke aufgestützt ist. Also nicht Prähistorie und nicht Posthistorie, nicht Ethnologie und nicht Anthropologie – wenigstens nicht die naturwissenschaftliche Anthropologie, während ich den Ausdruck »theologische Anthropologie« bei Gerke gefunden habe. Sondern der ganz zusammenhängende, eminent historische Raum der abendländischen Geschichte. Ein mächtiges Binnen-Reich. Ich nenne es binnen, weil es die möglichen Außenposten nicht besetzt. Auch nicht die Wahrnehmungsphysiologie, nicht die Informationstheorie, nicht die Kybernetik, mit denen die Kunstleistung der Menschen zerlegt und in unfreiwillige Anfänge und unfreiwillige Endungen, in Zufälle, verfolgt wird. Für Gerke war die Kunst nicht Zufall.

Und damit zu einer dritten Spannung, in der Gerke lebte. Vor hundert Jahren war das Historische noch ganz literarisch. Man hätte die Grenze zwischen den sogenannten primitiven und den Hoch-Kulturen vor allem mit dem Einsetzen der schriftlichen Überlieferung gezogen. Die Urkunden des Geschichtlichen waren fast ausschließlich noch die Texte, die Forschungsstätten waren noch die Bibliotheken und die Archive. Heute ist das anders. Die Erweiterung unseres Geschichtsbildes auf die Steinzeitalter und weit darüber hinaus ist nicht durch Texte möglich geworden, sondern durch die Ausgrabungswissenschaft. Und wenn es neue Texte gibt, so wichtig wie die Qumramtexte, dann sind sie nicht in Klöstern und nicht von Bibliothekaren gefunden, sondern von den Ausgräbern. So auch die Tafeln von Ninive, die Archive von Hattusa, die Amarnafunde, die Pyramidentexte. Und auch in unserer Gegenwart: die Bilder, nicht die Texte beherrschen unser Bewußtsein.

Wohin gehörte Gerke? – Auf der einen Seite zu den Wortkundigen, ja den Wort-Gewaltigen. Er war ja nicht ein Kunsthistoriker, wie wir ihn als wünschenswert schildern, mit ausreichenden Kenntnissen in Hilfswissenschaften. Er war vielmehr von Haus aus Theologe, er gehörte in die Tradition der protestantischen Pfarrhäuser, der römischen Monsignori. Er beherrschte dieses Fach, er war viel früher ein Lizentiat, das heißt ein Hochschullehrer der Theologie, als er ein Doktor der Kunstgeschichte wurde.

Aber auf der anderen Seite war er ein Mensch, der durch Bilder dachte und lebte, für den alle Worte zuerst Bilder waren, nicht umgekehrt jemand, für den alle Bilder erst durch Worte erklärt werden mußten.

Und zwar in strengem Sinn: er griff als 31-jähriger Mensch ein in die Forschung über Luthers Vorstellung vom Teufel, gewiß ein zentrales Problem: was habe denn der Reformator als Volksfrömmigkeit um sich gehabt, was sei ihm selbstverständlich gewesen, so daß daher seine grimmigen und klotzigen Worte verstanden werden mußten? Von wo könne man also, wissenschaftlich, die indivi-

duelle Form der Lutherischen Meinung fassen? Die anderen Forscher hatten Flugschriften, Briefe, Gespräche, Predigten herangezogen, in denen der Gottseibeius genannt war. Gerke aber führte die Holzschnitte, die Blockbücher der »Ars moriendi« vor und zwang die Kollegen, genau hinzu-sehen, nicht hinzu-lesen: daß um den Sterbenden nicht einfach Maskenteufel als Widersacher standen, daß also nicht die Aspekte des Teufels wichtig waren, sondern daß er sich »sub larva aller Kreatur« nahen konnte, weil sein Reich nicht mehr die Hölle war, sondern die menschliche Anfechtung. Gerke zwang, die Bedeutung der Bilder zu sehen, die tiefer reichte als die abgebrauchten Worte.

Das ist ja das Grundanliegen aller Geschichtsdarstellung: begreiflich zu machen, daß die Menschen einer früheren Zeit nicht primitiv oder vergangen sind, sondern daß sie ernst sind und es ernst meinen, und daß wir imstande sind, ihren Ernst zu verstehen.

So wurde er — und die zweite Hälfte seines Lebens in dem bilderreichen Mainz kam ihm darin entgegen — immer mehr ein eigentlicher Kunsthistoriker. Freilich war er nicht bereit, die Kunstgeschichte in kleinen spezialisierten Fächern zu sehen, sondern ihm blieb das Abendland eine Einheit, die er als Ganzes vor den Augen haben wollte.

Auch in der bildenden Kunst hielt er wieder feste Grenzen ein. Er dachte und schrieb über die Plastik und über die Malerei, nicht dagegen über die Architektur. Wenn in einigen Titeln eine Architektur genannt wird, das Portal von Ala Han, die Königshalle in Lorsch, das Grabmal der Galla Placidia, dann handelt es sich doch nicht um die Architektur, sondern um ein ikonographisches Programm, das in diesem Architekturteil entwickelt ist.

Dagegen schärfte er zu dem Textverständnis, zu der Bild-Analyse, noch ein drittes und ganz modernes wissenschaftliches Rüstzeug: die Fotografie. Wir machen es uns nicht klar, daß wir mit Fotografien arbeiten, als ob sie Beweismstücke wären. Nicht so Gerke. Genau so wie es eine Paläographie und eine Etymologie geben muß, damit das Wortverständnis gesichert ist, wie es eine Stilkritik geben muß, damit das Kunstwerk untersucht werden kann, so muß es eine Fotografie-Kritik geben, damit dieses Abbildungsmaterial den Forscher nicht zu Fehlschlüssen verleitet. Diese Mitarbeit an der Fotografie wurde anerkannt, indem Friedrich Gerke zum ordentlichen Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Photographie berufen wurde.

Nochmals zum Glauben zurück. Es wird ihm gegangen sein wie jedem von uns Kunsthistorikern, daß er manchmal in seinem Herzen nicht antworten kann, ob er katholisch oder evangelisch empfindet, wenn er über die christliche Kunst des Abendlandes nachdenkt. Und darüber hinaus, wenn er den Bilderstreit untersucht, den Ikonoklasmus schildern soll, wenn er sich entscheiden soll, in seinem Herzen, ob er denjenigen Gründen folgen will, die — um der Religion willen — die frühchristlichen Bilder aufrichten, sie in der karolingischen Zeit bestätigen, oder gar in der mittelbyzantinischen Zeit als Ikone zur Unverletzlichkeit, Unver-

änderlichkeit, fast Heiligkeit emporheben; — oder denjenigen Gründen, die — um der Religion willen — die Zerstörung der Bilder verlangen und durchsetzen, — dann wird er in seinem Herzen die Kräfte und Gegenkräfte gespürt haben, die das Kunstwerk entweder als eine Sache festlegen, der man mit sachlichen, wissenschaftlichen, objektiven Methoden beikommen kann, — oder die die mythischen Ströme freilegen und auffangen, die in dem Kunstwerk sind.

Das gilt von dem Kern von Gerkes Leben und Wirken überhaupt, von seinem Verhältnis zum Tode. Ich werde sehr vorsichtig vorgehen, ich werde von ihm lernen. Ich werde nicht Stellen suchen in seinen Briefen oder seinen Gedichten, in denen er vielleicht über den Tod gesprochen hat. Vielmehr ich werde sehen, woüber er gearbeitet hat:

Wenn er, als junger Mensch, über Luther arbeiten wollte: hätte er nicht unendlich viele Ansatzpunkte finden können? Aber er schrieb über die »Ars moriendi«, über die rechte Weise zu sterben. Und er schrieb, mit 34 Jahren, über »Anfechtung und Sakrament in Luthers Sermon vom Sterben« (1934). Oder der 61jährige, hätte er nicht bei Albert Weisgerber auch eine Amazonenrast finden können? Aber er schrieb über den Märtyrer Sebastian und über den christlichen Tod (1961).

Er schrieb:

»Der Sarkophag des Junius Bassus« (1933 und 1936), »Studien zur Sarkophagplastik der Theodosianischen Renaissance« (1934), »Der neugefundene Friesarkophag im Museo archeologico in Florenz« (1935), »Das Grab, der Ursprung der altchristlichen Kunst« (1938), »Die Zeitbestimmung der Passionssarkophage« (1940), »Chronologie der mythologischen Sarkophage im 3. Jahrhundert n. Chr.« (1940), »Die christlichen Sarkophage der vorkonstanischen Zeit« (1940), »Licht im Tode, das heilige Antlitz in der spätantiken Grabmalerei« (1944), »Der Trierer Agriciussarkophag« (1949), »Die Wandmalereien der neugefundene Petrus- und Paulus-Katakomben in Pecs« (1952 und 1954).

Immer wieder, von Anfang an über die Sarkophage. Wir werden unseren Toten doch nicht für jemanden halten, dem der Inhalt seiner Wissenschaft nur äußerlich zugefallen wäre? So als ob es sich darum gehandelt hätte, eine noch offene Lücke in einem Forschungsunternehmen aufzuarbeiten? So als ob seine Wissenschaft ein positivistischer Teil wäre, austauschbar und ablegbar? Wir wissen doch, daß es nicht so war, daß vielmehr zwischen seinem Leben und seinem Werk eine Verbundenheit, eine Zusammengehörigkeit bestand, wir können auch sagen: zwischen seinem Leben und seinem Tod. Wenn wir das Wort Rilkes übernehmen »o Herr, gib jedem seinen eignen Tod«, so bedeutet es für Gerke: sein wissenschaftliches Denken war »sein eigener Tod«. Er sprach von seinem Tod, indem er von »seinen« Sarkophagen sprach. Oder vielmehr umgekehrt, indem er von den Sarkophagen sprach, sprach er von seinem Leben.

Das ist christlich, — und führt doch auch, wenigstens zeitlich, über das Christentum hinaus. Manche Äußerungen des Christentums können sich anhören lassen,

als ob der Tod der Gegensatz des Lebens wäre. Das wäre freilich nur mit Texten, nicht mit Sarkophagen zu belegen. Und Gerke würde uns zwingen, mit den Fakten seiner Sarkophage, einzusehen, daß der Tod nicht der Gegensatz zum Leben ist.

Es geht hier wie mit der Orientation des Kultgebäudes: das Christentum hat es für weitere zweitausend Jahre bewahrt und aufrecht erhalten, daß die Wendung gegen Osten, gegen Sonnenaufgang, die rechte Stellung zum Gebet ist. So nun auch: daß der Tod zum Leben gehört; daß an der Einstellung zum Tod sich die Einstellung zum Leben entscheidet. Vor dem Christentum waren diese Gedanken nicht schwächer, sondern ebenso vorhanden.

In den »Vor-Konstantinischen Sarkophagen« behandelte Gerke nicht nur die vor Konstantin geschaffenen christlichen Sarkophage, sondern auch die vorchristlichen Sarkophage und ihre Bilderwelt. Man kann die christlichen Themen nur dann in ihrer Besonderheit sehen, wenn man die sogenannt-heidnischen Themen kennt.

Ich nenne sie sogenannt, weil einerseits diese heidnischen Sarkophage ja auch von einer Unsterblichkeit, einer Auferstehung, einer Himmelfahrt, einer Türe zwischen dem Diesseits und dem Jenseits handeln. Und andererseits: weil ja auch die christlichen Sarkophage noch echte Sarkophage sind. Das heißt: der Tote (— aber er ist nicht tot in unserem naturwissenschaftlichen Verständnis, er lebt vielmehr und ist wirksam unter uns —) der Tote liegt in diesem Sarkophag. Nicht etwa: er wäre irgendwo, wir wissen nicht wo, in einem Fegefeuer, einer Hölle, einem Paradies, einem Schoß Abrahams, wo immer. Sondern: in diesem Sarkophag. Seitdem die Christen den Toten nicht mehr in dem Sarkophag glauben, machen sie auch keine Sarkophage mehr.

Solange sie Sarkophage machen, ist auch für sie der Tote im Inneren dieses Hauses, und deshalb müssen hier, um dieses Haus herum, die heiligen Gestalten gegenwärtig sein. Sie sind nicht dazu da, damit sie von außen, von uns Lebenden, gesehen werden, sondern sie werden von innen, von dem Toten, als seine Lebendigkeit, um sich herum gesehen:

der Kreislauf der Jahreszeiten,

die heiteren Kinder der Weinlese, der Kelter,

der Schlaf des Endymion, der Raub der Proserpina und ihre Wiederkehr über der Erde,

Adonis, Phaeton, Prometheus, die schlafende Ariadne, der Heiland Dionysos, der sie findet,

Jonas aus dem Rachen des Walfisches, Daniel zwischen den Löwen, Elias auf dem Feuerwagen,

der gute Hirte zwischen den Lämmern, die Vögel am Kelche,

die heidnischen Philosophen und die christlichen Apostel,

das Liebesmahl,

die rettende Passion Christi und diejenige der Apostel.

Es kreist um den Toten, der im Innern des Hauses ist. Das ist nun sein Lebens-Umkreis. Oder: es ist das, womit wir diesen heiligen Ort des sogenannten Todes um-kränzen.

Ausdrücklich möchte ich sagen: nicht Gerke hat diese Gedanken in dieser Form geäußert, die vielleicht schwärmerisch klingt. Er hat sich in seinen Texten ganz streng, ganz diessseitig-wissenschaftlich auf die Stil-Analyse, die Katalogisierung, die Gruppierung des Materials beschränkt. Aber wir, die wir sehen, was er getan hat während seines Lebens, dürfen nachdenken: ob nicht etwas von kultischer Wiederholung darin liegt, wenn Gerke immer wieder in der Nähe der Sarkophage sich aufhielt. Er hat uns diese Werke vorgeführt, die eben mythische Kräfte enthalten. Ja, sie gewinnen die mythische Kraft neu durch Gerke, er ist ein Lebendig-Macher.

Welche Form wünschte sich Gerke für seine wissenschaftliche Arbeit? Da ihm klar war, daß ein Einzelner niemals imstande sei, die Wissenschaft zu repräsentieren?

Hier war wieder eine frühe Prägung in ihm, hier vielleicht am meisten. Die Verehrung für die Männer, von denen er erzogen war in Berlin, Wilamowitz-Möllendorf, Lietzmann, Rodenwaldt und andere. Er wünschte sich: die Akademie. Oder mittelalterlich gesprochen: er wünschte sich eine klösterliche Gemeinschaft. Oder in der Sprache der Renaissance: den Humanistenkreis.

Lassen Sie uns schweigen davon, wie dieser Begriff Akademie in der gegenwärtigen Polemik verzerrt wird, lassen Sie uns vielmehr von unserem Toten sprechen (und wenn wir »unser Toter« sagen, meinen wir eben dieses Lebendig-Weiterwirkende, das im Sarkophag geheimnisvoll Vorhandene) — sein ganzes Leben hat er an eine Akademie geglaubt, hat sie gewünscht als den Orden, in welchem eine humane, wahrhaft souveräne Wissenschaft zu Hause sein müsse. Die Akademie war in ihm angelegt. Nicht das Teamwork, sondern die freie Verständigung, der Zuruf über die Entfernung. Die ergreifenden, fast schüchternen Versuche, mit denen er seine Freunde an sich zu ziehen suchte, mit denen er sie durch Widmungen, Feste, Zelebrierungen jeder Art zu verbinden suchte: es sind die niemals ermüdenden Versuche, ein solches Gremium zu spüren, das durch die geistigen Interessen zusammengehalten wird. Von denen er meinte, daß sie so sehr vorgeprägt sein müssen, daß sich die persönliche und menschliche Freundschaft von selbst ergibt.

Wenn ich ihn in diesem Sinne als einen altertümlichen Menschen empfunden habe, so kann ich diesen Ausdruck nur verwenden, weil ich zu gleichaltrig bin mit Friedrich Gerke, um ihn oder mich für modern zu halten.

Die mächtige Unrast seines Wesens konnte uns täuschen, als sei sein Leben ein Ablauf gewesen, und so auch sein wissenschaftliches Werk. In Wirklichkeit war es ein Kreisen. Es war immer da, von Anfang an, nun steht es still und leuchtet. Er ruht im Innern seines wissenschaftlichen Werkes, ich vergleiche es mit seinem Sarkophag, ich habe versucht, es von innen zu lesen.